



Verena Randolph

reiste auf Einladung der Organisation Rote Nasen nach Palästina. Auf die Idee zur Geschichte stieß sie vergangenen Sommer im Rahmen eines Clown-Camps in der Slowakei: Dort kamen 300 Clowns zusammen, um gemeinsam zu trainieren. Unter welchen Umständen die Roten Nasen im Westjordanland arbeiten, lesen Sie in Randolfs Reportage.



REPORTAGE

Die Clowns von Hebron

Im Westjordanland hilft das Lachen der Roten Nasen nicht nur Patienten.
Unterwegs mit Amani und Heyam.

TEXT: Verena Randolf

FOTOGRAFIE: Eva Primavesi

Ein Stapel aus Pflastersteinen vor dem Holzrahmen verhindert, dass der Wind das Zimmerfenster aufreißt. Ein Plakat kündigt den Besuch von Papst Benedikt im Mai 2009 im Heiligen Land an, darunter ist das Türkis von der Wand geblättert. Am Bett liegt eine Decke, die einmal rosa war, und die Tasche, in der Amani Abu Elroub ihren gelben Faltenrock mit den rosa Blüten, den dunkelroten Rollkragenpulli und ihre rote Plastknase aufbewahrt. Es gibt keinen Spiegel im Zimmer des christlichen Frauen-Altersheims im Zentrum von Bethlehem. Amani nutzt die Reflexion eines Glasrahmens, in dem ein Herz-Jesu-Bild steckt, um ihren Lippenstift nachzuziehen. Zum Umziehen schließt sie die Tür hinter sich. Als sie nach wenigen Minuten herauskommt, ist sie Leila.

23 Krankenhaus-Clowns besuchen in Palästina medizinische Einrichtungen wie Krankenhäuser, Rehabilitations-Zentren und Altersheime. Rund ein Drittel von ihnen sind muslimische Frauen, die mit ihrer roten Nase öffentlich an ein Tabu rühren und das starre Korsett in Frage stellen, in dem sich viele Muslimas in der palästinensischen Gesellschaft bewegen. Skeptische Blicke und Anfeindungen gehören zum Arbeitsalltag der Frauen. Stromausfälle, Polizeikontrollen, eingeschränkte Bewegungsfreiheit und das latente Bangen in einer politisch instabilen Situation auch.

Der Rock verfängt sich an ihren blickdichten Strümpfen, als Amani den neonbeleuchteten Gang im Altersheim in Richtung Aufenthaltsraum geht. Sie trägt kein Kopftuch, aber fastet im Ramadan. Ihr Lachen ist laut, die Gestik ausschweifend, Amani nimmt sich den Platz, den sie braucht. Die argwöhnischen Reaktionen, die sie erntet, weil sie mit ihrer roten Nase nicht dem traditionellen Frauenbild entspricht, lacht sie weg.

20 bis 30 Bewohnerinnen des Altersheims warten im zugigen Durchgangszimmer auf sie. »Merry Christmas and a happy New Year« steht auf einem Schild



über der Schwingtür. Daneben eine Plakette, auf der die Heimleitung den Franziskanern für die neue, gespendete Heizung dankt. Viele Bademäntel und Pantoffeln, viel Fleece und Wolle in Pastell. Viele der Frauen registrieren Amani und ihren Partner nicht, starren geradewegs durch die beiden hindurch und lassen sich auch durch das Tamburin nicht aus ihrer Gedankenwelt reißen. Amani ist fast einen Meter achtzig groß, sie bückt sich zu den alten Frauen, setzt sich neben sie auf die Armlehne der braunen Ledersessel, berührt ihre Schultern und tätschelt den Arm. Sie versucht, Blickkontakt herzustellen und lächelt, wenn es ihr gelingt. Die beiden Clowns musizieren und tanzen. Manche klatschen aus Höflichkeit, ohne dabei ein Geräusch zu machen, verbleiben in ihrer Lethargie. Zwei Stunden später stehen einige der Bewohnerinnen neben Amani und lachen. Ihre Hüften wollen noch nicht so recht. Es ist, als würden die Clowns mit den alten Damen im Kollektiv versuchen, einen behäbigen Motor anzuwerfen. Das Getriebe stottert ein bisschen, aber irgendwann läuft es. Als

REPORTAGE

sich die Bewohnerinnen nach wenigen Minuten unter Ächzen wieder in die Ledergarnituren fallen lassen, sehen sie zufriedener aus als zuvor.

Amani hasst die Besuche hier dennoch. »Die Altersheime sind schlimm, wird sie später sagen und mit ihren künstlichen Fingernägeln auf der Tischplatte klackern. Die alten Menschen zu sehen, die zum Teil alleine gelassen und verwahrlost ihre Zeit absitzen, breche ihr das Herz. Sie trinkt arabischen Kaffee, der nach Kardamom schmeckt. Das Kaffeehaus, das die Hilfsorganisation »Rote Nasen« für den Interviewtermin vorgeschlagen hat, liegt im neuen Teil Bethlehems – fernab des historischen Zentrums, in das jährlich tausende Gläubige zur Geburtskirche Christi pilgern, und fernab der Mauer, die im Norden der Stadt verläuft und Israel von Palästina trennt: eine acht Meter hohe Sperranlage, zu passieren durch einen Checkpoint, vor dem sich Autoschlangen stauen. 1967 eroberte Israel das Westjordanland im Sechs-Tage-Krieg, seither steht das westlich von Jordanien und östlich von Israel gelegene Gebiet unter israelischer Militärverwaltung. Etwa 2,4 Millionen Menschen leben hier: 83 Prozent Palästinenser und 17 Prozent Juden, die sich in knapp 400 Siedlungen auf palästinensischem Autonomiegebiet niedergelassen haben. Der Bau der Mauer begann im Jahr 2002, als Reaktion der Israelis auf Anschläge radikalislamischer Terroristen, die gegen die Besatzung rebellierten und bei Anschlägen auf Reisebusse, Nachtclubs und Cafés hunderten Israelis das Leben nahmen. Nun trennt eine über 759 Kilometer lange Sperranlage das Westjordanland von Israel. Hinein oder hinaus darf nur, wer einen Ausweis in der richtigen Farbe oder die entsprechende Genehmigung hat. 2004 erklärten die Vereinten Nationen die Mauer nach internationalem Recht für illegal. Sie wird dennoch weiterhin ausgebaut.

Mit politischen Meinungsäußerungen halten sich viele der Menschen hier lieber zurück. Ihre Existenz hängt davon ab, nicht auf einer Schwarzen Liste Israels zu landen. Auch ausländische Medien sollen nach politischen Statements gescannt werden, dementsprechend groß ist die Angst, Kritik zu äußern, obwohl die Lebenssituation für die Menschen in Palästina seit den letzten schweren Auseinandersetzungen in den Nuller-Jahren kontinuierlich belastender wird. »Die aktuelle Situation ist nicht einfach«, fasst es eine der Angestellten im Pflegeheim zusammen. »Aber was sollen wir machen? Wir leben einfach. Und warten.«

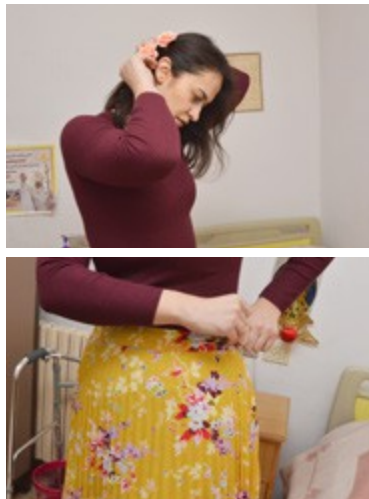
Amani lenkt ihren kleinen, silbernen Leihwagen in Richtung des Cafés in der Innenstadt Bethlehems. Sie

entdeckt einen Parkplatz, dreht in einem gewagten Manöver mitten auf der Hauptstraße um, kümmert sich nicht um das Hupen und erzählt wenig später von einer alten Frau, die sie unter Tränen gebeten hat, ihren Sohn in Jerusalem aufzusuchen. »Bitte sag ihm, dass ich ihn vermisse, dass ich ihn sehr lieb habe und dass er mich wieder einmal besuchen kommen soll!« Die zwei Stunden im Altersheim haben sie viel Energie gekostet.

Die Roten Nasen sind beliebt in Palästina. Zu den jährlichen Auditions, bei denen neue Clowns gecastet werden, kommen so viele Leute, dass die Organisatoren die Bewerbungsfrist auf eine Woche beschränken. Im Auftrag des Vereins, dessen Projekte in Palästina von der Austrian Development Agency mitfinanziert werden, besuchen Artisten schwerkranke Kinder im Krankenhaus, Pflegebedürftige und Alte in Heimen oder Flüchtlingsfamilien in Krisenregionen. Im Jahr 2018 bedeutete das: Mehr als 17.000 Besuche bei über 500.000 Patienten in Ländern auf der ganzen Welt. Die vor 25 Jahren in Österreich gegründete Organisation ist der größte Verein, der wie die CliniClowns und die Clowndoctors auf Spaß als Therapie setzt.

In Bethlehem fällt seit einigen Wochen gegen sechs Uhr abends der Strom aus. In den Friseurläden behelfen sich Angestellte mit Handytaschenlampen, in Souvenirshops brennen Kerzen. Wasser tröpfelt nur unzuverlässig aus der Leitung. Die eingeschränkte Reisefreiheit erschwert die Organisation der Clownvisiten. Nach Jerusalem dürfen Palästinenser nur mit blauem Ausweis. Der Großteil der Roten-Nasen-Clowns hat einen grünen, was bedeutet: Die Clowns stellen sich Tage vor dem geplanten Besuch ab sieben Uhr Früh in die Warteschlange vor einer israelischen Behörde, um ein Dokument zu bekommen, mit dem sie um eine Einreiseerlaubnis ansuchen können. Stundenlanges Warten mit unsicherem Ausgang: Ob die Erlaubnis erteilt wird, erscheint den Wartenden oft willkürlich.

Eine der Künstlerinnen, die dieses Prozedere kennt, ist Heyam Talbishi. Die 44-Jährige arbeitet seit sechs Jahren für die Roten Nasen. Ihr Vater und ihre Brüder wissen bis heute nicht, womit die gläubige Muslima ihr Geld verdient. »Meine Freunde wären geschockt, wenn sie wüssten, was ich mache«, sagt sie. Dass sie als Frau vor fremden Männern tanzt, singt und sich über sich selbst lustig macht, ist in konservativen Teilen des Landes, wie in Hebron, der Stadt, in der Heyam mit ihrem Ehemann und ihren drei Kindern lebt, nicht akzeptiert. Heyam sieht aus wie Hollywoodstar



Sandra Bullock mit Kopftuch. Sie hat lange mit ihrem Beruf gehadert, oft überlegt aufzugeben. Das Lächeln, das sie den Patienten abringt, wenn sie wie ein General großen Schrittes an den Krankenbetten vorbeimarschiert und dabei Faxen macht, hat sie ihre rote Nase trotzdem immer wieder aus dem Schrank nehmen lassen. Den roten Tüllrock für ihr Kostüm hat die Künstlerin auf Amazon bestellt. Mit raschen Bewegungen legt die Palästinenserin ihre Lederjacke und das Alltagsoutfit ab, schlüpft in Bluse und Rock, richtet sich das Kopftuch zurecht, drapiert einen Fascinator mit Blumen etwas oberhalb ihrer Schläfe und schnauft durch, bevor sie aus dem Krankenschwesternzimmer tritt, in dem sie sich umgezogen hat. Sie weiß, was jetzt kommt, wird anstrengend.

Die Kinderstation im öffentlichen Krankenhaus in Hebron ist die größte des Landes. Bis zum Alter von 14 Jahren werden Kinder hier behandelt. Wer sich keine private Einrichtung leisten kann, bringt sein krankes Kind hierher in den zweiten Stock des Gebäudes. 70 Betten in acht Zimmern, sieben Krankenschwestern pro Schicht, zu wenige Ärzte und zum Teil über hundert Patientinnen und Patienten, die mit ihren Angehörigen in den überfüllten Räumen ausharren. Im Herbst und im Winter kommt es vor, dass sich zwei kranke Kinder ein Bett teilen müssen, oft gibt es kein fließendes Wasser, noch öfter kein Geld für Seife. An die Wände haben ehemalige Patienten ihre Namen geschmiert, der Putz bröckelt, es riecht nicht, wie es im Krankenhaus sonst riecht. Viele der Kinder sind an Infusionen angeschlossen und blass, mit tiefen Ringen unter den Augen. Mit Jacke und Haube friert man nicht in den schlecht beheizten Räumen, viele der Patienten hier haben aber nackte Füße. Der Lärmpegel auf der Station erlaubt kein ruhiges Wort. Bevor Heyam ein Krankenzimmer betritt, tauscht sie einen Blick mit ihrem Partner, nickt: ein gegenseitiges Bestärken. Dann betreten die beiden Clowns vorsichtig den Raum. Die auf den Krankenbetten sitzenden Mütter und Großmütter freuen sich über die Abwechslung. Viele der Kinder nehmen die Clowns zu Beginn nicht wahr. Erst als Heyams Partner die Flöte aus seiner Tasche zieht und dann die Seifenblasen, beginnen die Kleineren zu lachen.

Drei Stunden lang bespaßen die Clowns die Kinder und ihre Angehörigen. Für die Krankenschwestern bedeutet die Zeit mit den Clowns eine Entlastung, die mehr als willkommen ist. Es ist schwer, in Palästina qualifiziertes Personal für öffentliche Spitäler zu finden: Die Arbeitsbedingungen sind herausfordernd,

die Bezahlung ist unsicher, es fehlt an Medikamenten und Ausrüstung. Im Herbst arbeitete das gesamte Personal monatelang für den halben Lohn, weil der Staat die nötigen Gehaltsreserven nicht aufbringen konnte. »Hilft nichts«, sagt die leitende Krankenschwester der Abteilung, die seit über 20 Jahren auf der Station arbeitet und Geschichten erzählt von Kindern in kritischem Gesundheitszustand, die so lange auf Reisebewilligungen warten, bis aus dem kritischen Gesundheitszustand ein lebensbedrohlicher wird.

Auf dem Weg von Hebron zurück nach Bethlehem fahren die Clowns an den israelischen Siedlungen vorbei, die schwer bewacht in einem Areal liegen, das Palästina als sein Staatsgebiet betrachtet. Aus dem Autoradio dröhnt »Bella Ciao«, die Version des Partisanenliedes aus der spanischen Netflix-Serie »Haus des Geldes«, die Stimmung ist gelöst. »Die Patienten zum Lachen zu bringen, ist der beste Weg, unsere schwierige Situation zu bewältigen«, meint Tarek Zboun, der künstlerische Leiter des Clown-Programms, der den weißen Kleinwagen fährt. »Über das Lachen können wir den Stress und die Belastung, die die Besetzung

mit sich bringt, leichter bewältigen. Positiv für uns Clowns und die Menschen, die wir besuchen.«

An jener Stelle, an der die für alle befahrbare Schnellstraße in Palästinensergebiete übergeht, staut es sich. Es ist dunkel, israelische Soldaten kontrollieren die Fahrzeuge und leuchten mit Taschenlampen in die Fahrgasträume der Autos. Drei junge Militärs mit dem Finger am Abzug ihrer Maschinenpistolen fragen barsch nach Ausweisen. Die Situation ist beklemmend, das Gebaren der Soldaten bedrohlich. Die Clowns im Auto nehmen es gelassen, für sie ist es Routine. Den Kofferraumdeckel werfen die Soldaten mit einer Wucht zu, dass einem im Fahrgastraum die Ohren dröhnen. Tarek reicht die Papiere in einer umsichtigen Bewegung aus dem Fenster, langsam und ausgesucht höflich. Nach der Kontrolle dreht er das Autoradio auf laut, gibt Gas und fährt hinein in die Stadt, in der schon wieder kein Licht brennt. •

Die Autorin empfiehlt

die Dreier-Kaskade, die zum Standard-Repertoire von Clowns gehört: Mit drei Bällen zu jonglieren, erfordert ein bisschen Übung, erdet aber und ist erstaunlich entspannend.

